

Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bildnis eines jungen Herrn, mit Dreispitz unter dem Arm.
Aberli, Joh. Ludwig, 1723—1786.

Aber auch die Landschaftsmalerei ist reichlich vertreten und das durch Peter Gnehm, dessen landschaftliche Darstellungen auf alten bernischen Kachelöfen oft zu finden sind. Interessante Arbeiten hängen ferner von Salomon Gessner wie Ludwig Hef, während andere Bilder uns Wolfgang Adam Töpffer (1766—1857), wie Alexander Calame nahe bringen. Die Genferschule ist im übrigen sehr stark durch Jacques-Laurant Agasse beeinflusst worden wie durch Barthélemy Wern (1815—1893), dem Lehrer Ferdinand Hodlers.

Sehr schöne Arbeiten liegen von Frank Buchser vor, der die Bilderreihe von Bock her abschließt und diesen würdig gestaltet, so daß man beinahe einen lückenlosen Weg der alten Schweizer Malerei verfolgen kann. In den 125 Besitzstücken der Stadt und den 6 Leihgaben werden nunmehr die Kunsthistoriker ein dankbares Arbeitsgebiet finden, der Kunstfreund aber wird entzückt sein, hier eine Sammlung von Gemälden unserer Altvordern vorzufinden, wie sie in solch lückenloser Weise kein anderes Museum der Schweiz aufzuweisen hat. Hatte man bis jetzt die alte Schweizerkunst bewußt nur aus dem lokalen Gesichtswinkel heraus gesammelt, so gibt die Sammlung im Bloesch-Haus erstmals einen Ueberblick über die Schweizer Malerei mehrerer Jahrhunderte und das in ausgewählten Stücken, die sich selbst neben Werken weltbekannter Meister sehr wohl sehen lassen dürfen.

Zu der Ausstellung in Biel hat übrigens Herr Dr. Geiser, Bern, einen sehr schön illustrierten Führer herausgegeben, der jedem Kunstfreund bestens empfohlen werden kann, da er mit den 22 Bildern einen vortrefflichen Querschnitt durch die alte Schweizer Kunst gibt.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

5. Fortsetzung.

Er fühlte die Wärme ihrer Hand, die seinen ganzen Körper durchdrang, er roch ihre Haut, er sah das Atmen ihrer kleinen Brüste unter der dünnen Seidenbluse und wurde ein wenig befangen. Er streichelte unbeholfen ihr Haar, das zu knistern schien, und sagte leise:

„Es muß fein.“

Sie seufzte auf, gab seinen Arm frei und schloß das Fenster.

„Wohin fliegst du?“

„Nach der Schweiz.“

„Ohne Anmeldung?“

Er nickte.

„Schwarzflug?“

„Ja.“

„Wieviel bringt es?“

„Dreitausend.“

„Biel und nicht viel.“

„Und tausend für dich, Eva. Für das Flugzeug.“

Er gab ihr das Geld.

„Danke.“ Sie stand überlegend da. „Fliegst du gleich wieder zurück?“

Daran hatte er gar nicht gedacht. Diese selbstverständliche Frage brachte ihn so außer Fassung, daß er keine Antwort fand.

„Es ist dir doch klar, daß das Flugzeug beschlagnahmt wird und verloren ist? Das sind immerhin zwölftausend Mark.“

„Mein Auftraggeber muß dir natürlich den Verlust ersetzen.“

Das einfachste wäre, überlegte Hollbruch, das Flugzeug sofort bar zu bezahlen, aber da hätte er schon hier die Aktentasche aufschneiden müssen, eine Handlung, die er unmöglich in Evas Gegenwart ausführen konnte.

„Außerdem kommen wir beide in des Teufels Küche, wenn das Flugzeug als mein Eigentum agnosziert wird.“

„Das stimmt“, mußte Hollbruch zugeben.

„Ich könnte zwar sagen, daß mir das Flugzeug gestohlen worden sei.“

„Das ist eine ausgezeichnete Idee!“

„Das ist eine miserable Idee, mein Lieber. Der ‚Dieb‘ wäre zu leicht festzustellen. Du vergißt den Taxichauffeur, der dich vom Bahnhof zu mir gebracht hat. Und der Mann, der mir heute abend das Benzin geliefert hat, wird bezeugen können, daß der Apparat eine Stunde vor deiner Ankunft noch hier gewesen ist.“

„Das ist ja eine verdamnte Geschichte“, sagte Hollbruch verzweifelt über diese Schwierigkeiten, die seinen ganzen Plan umwarfen.

Fortsetzung auf Seite 437.

(Fortsetzung v. S. 428: „Das Recht zu leben“)

„Es gibt nur einen Ausweg, Peter.“

Er blickte sie hoffnungsfreudig an.

„Du weißt einen Ausweg?“

„Ja. Ich muß mit dir fliegen.“

„Das ist unmöglich!“

„Warum sollte das unmöglich sein? Wir fliegen zusammen ab und landen in der Schweiz. Du steigt aus, und ich bringe das Flugzeug wieder nach Deutschland zurück. Das ist die klarste Sache von der Welt.“

Er rief abwehrend:

„Ich kann dieses Opfer von dir nicht annehmen, Eva.“

„Du kannst es ruhig annehmen. Außerdem ist es kein Opfer, sondern ein netter kleiner Spazierflug in einer Frühlingnacht.“

„Es ist ganz ausgeschlossen.“

„Nu mach dich bloß nicht lächerlich, Peter. Warum willst du nicht, daß ich mit dir fliege? Ich fliege gern mit dir.“ Er schwieg verstockt. „Aber, bitte, ich will mich nicht aufdrängen. Da mußt du eben auf den Flug verzichten oder dir eine andere Maschine verschaffen. Ich bin bereit, alles für dich zu tun, das weißt du vielleicht, aber ich weigere mich, einer sinnlos dummen Tat zuzustimmen, die uns beide todsicher ins Unglück stürzt.“ Sie ergriff ihn bei der Hand. „Also los! Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Ich kann die Verantwortung nicht tragen“, antwortete er gequält.

„Das ist doch blanker Unsinn. Du übernimmst nicht die geringste Verantwortung. Oder hast du Angst um mich? Menschenkind, ich bin allein nach Zentral-Afrika geflogen, da werde ich mich wohl auch von Luzern nach Magdeburg zurückfinden.“ Sie begann fröhlich zu lachen. „Außerdem fliege ich doch viel besser als du.“

Ihr Lachen zerbrach seinen Widerstand.

„Jetzt hast du zum erstenmal recht, Evchen.“

„Ich habe leider immer recht. Es ist ein wahrer Jammer.“

Er zog sie an sich und küßte sie auf den durstigen Mund.

Als er sie freigab, sagte sie schweratmend:

„Aber dafür küßt du besser als ich.“

Ihre Augen waren ganz verschleierte.

Er wollte, angestachelt von ihren Worten, sie nochmals umarmen, aber sie verteidigte ihren Mund.

„Wir müssen jetzt vernünftig sein, Peter.“ Sie sah auf die Uhr. „Es ist spät geworden.“

Er wurde jählings nüchtern und ließ seine Arme sinken. Zehn Minuten später startete das kleine Flugzeug.

10. Kapitel.

Es war acht Uhr, als an die Tür von Dietens Zimmer geklopft wurde.

Dieten fuhr zusammen, dann machte sie Licht, denn sie hatte im Dunkel gefessen, und rief mit einer ausgetrockneten Stimme: „Herein!“ Sie erwartete Keridan eintreten zu sehen, und war angenehm überrascht, ein junges Hausmädchen zu erblicken, dessen offenes und klares Gesicht ihr sofort gefiel.

„Herr Keridan läßt fragen, ob die gnädige Frau ihm die Ehre erweisen wolle, mit ihm zusammen das Abendbrot zu nehmen, oder ob die gnädige Frau lieber allein in ihrem Zimmer speisen wolle.“

Der Tonfall dieser eingelernten Worte berührte Dieten heimlich. Sie fragte auf gut Glück:

„Sie sind aus Kiel, nicht wahr?“

„Beinahe, gnädige Frau. Ich bin aus Eckernförde.“

„Ach, aus Eckernförde!“ Dieten war ganz felig, daß ein Mensch aus Eckernförde sich in diesem Haushalt aufhielt. „Ich bin oft in Eckernförde gewesen.“

„Sind gnädige Frau aus Holstein?“ fragte das Mädchen sehr ehrerbietig.

„Ja, aus Kiel.“

„Ach, Kiel ist herrlich“, erklärte das Mädchen begeistert.

„Ich finde Kiel viel schöner als Berlin.“

„Wie heißen Sie denn?“

„Gefine Mattesen, gnädige Frau.“

„Was für ein schöner Name! Wir hatten auch mal ein Mädchen, das Gefine hieß. Sie war aus Eutin.“

Sie unterhielten sich eine ganze Weile über holsteinische Dinge, bis endlich Gefine Mattesen als besonnenes Mädchen fragte:

„Was soll ich Herrn Keridan antworten?“

Die Gegenwart des Mädchens aus Eckernförde hatte so beruhigend auf Dieten gewirkt, daß sie sich entschloß, die Einladung Keridans anzunehmen.

„Sagen Sie Herrn Keridan, daß ich in fünf Minuten komme.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

„Auf Wiedersehen, Gefine.“

Dieten machte ihr Haar zurecht, frischte das Gesicht ein wenig auf und verließ das Zimmer. Als sie über die Holzstiege zur Halle hinunterstieg, erblickte sie Keridan, der rauchend in einem Klubfessel saß und in das Kaminfeuer starrte. Er stand auf, ging Dieten entgegen und begrüßte sie.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, gnädige Frau.“

„Ich habe leider kein Abendkleid mitgenommen, verzeihen Sie“, sagte sie in einem Ton, der viel gehässiger klang, als er beabsichtigt war.

„Es kommt nicht auf Kleider an.“

„Das sagen alle reichen Leute“, erwiderte sie angriffs-lustig. „Aber wenn wir Armen uns nicht mehr anständig anziehen können, sind wir endgültig verloren.“

Er schüttelte den Kopf.

„Das gilt heute nicht mehr, gnädige Frau. Im Gegenteil, wer heute noch anständig angezogen ist, erweckt Mißtrauen.“ Gefine kam und meldete, daß das Essen angerichtet sei.

Keridan erhob sich und geleitete Dieten nach dem Speisezimmer. Auf dem Tisch, der sehr geschmackvoll gedeckt war, standen zwei große Beilchensträuße, deren Duft den ganzen Raum erfüllte.

„Wie schön!“ rief Dieten und beugte sich andächtig über einen Beilchenstrauß. War es nicht ein Jammer, daß man sich keine Blumen mehr kaufen konnte, dachte sie voll Bitterkeit und schämte sich im nächsten Augenblick ihres Luxusgedankens.

„Nehmen Sie Rot- oder Weißwein, gnädige Frau?“

„Wir trinken gewöhnlich Johannisbeerwein“, erklärte sie abwehrend.

Keridan schenkte schweigend Burgunder ein.

Dieten war entwaffnet und aß von der Suppe, die sehr gut schmeckte.

„Was ist das für eine Suppe, Herr Keridan?“

„Das ist eine russische Borstsuppe mit Pirogen, eine Suppe aus roten Rüben.“ Er fügte entschuldigend hinzu: „Ich habe einen russischen Koch. Das heißt, er ist nicht immer Koch gewesen. Er behauptet, früher einmal General oder Minister oder so etwas Ähnliches gewesen zu sein.“ Er lächelte ein wenig. „In jedem Fall ist er viel vornehmer als ich.“

Dieten betrachtete Keridans Gesicht, dessen Schönheit aufreizend wirkte, und sagte spöttisch:

„Jetzt werden Sie mir wahrscheinlich erzählen, daß Ihr Vater Lastträger in Tiflis gewesen ist, und daß Sie mit fünf Dollars in der Tasche nach Berlin gekommen sind.“

„Das werde ich gewiß nicht tun, gnädige Frau, denn diese Geschichte hat Ihnen schon Ihr Mann erzählt.“

Sie hatte das beschämende Gefühl, taktlos gewesen zu sein, und beugte sich über ihren Teller.

„Armut macht bitter“, sagte Keridan nach einer Weile, als wollte er Dieten über ihre Verlegenheit hinweghelfen.

„Ja, sehr bitter. Entschuldigen Sie.“

Er hob sein Glas.

„Auf Ihr Wohl, gnädige Frau.“

Sie trank und sagte dann lächelnd:

„Dieser Wein ist besser als unser Johannisbeerwein.“

„Ich verstehe nichts von Weinen“, erklärte er bescheiden. „Mein russischer General sucht die Weine aus.“ Er sah, daß sich ihr Gesicht wieder verfinsterte. „Bitte, seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau. Ich habe nicht überlegt, daß meine Worte Sie kränken könnten. Aber ich verstehe wirklich nichts von Weinen. Das darf man wohl sagen?“

„Ich finde nur, daß Sie mit Ihrer armseligen Herkunft ein wenig zu viel renommieren.“

„Das ist Selbstverteidigung, gnädige Frau.“

„Niemand greift Sie an.“

„Dann ist es Ihnen wohl entgangen, gnädige Frau, daß Sie mich ständig angreifen.“

Sie schüttelte hochmütig den Kopf.

„Das bilden Sie sich nur ein, Herr Keridan.“

„Ich kann natürlich verstehen, daß Sie mich widerlich finden, aber Sie tun mir vielleicht Unrecht, gnädige Frau.“

Gesine trug Forellen auf.

Dieten, deren Magen durch die Suppe gereizt war, aß mit nervösem Hunger.

„Stört es Sie sehr, wenn ich rauche, gnädige Frau?“

„Nicht im geringsten“, erwiderte sie veröhnlich und trank von dem Wein, der ihren schlechtgenährten Körper mit behaglicher Wärme erfüllte.

Keridan schenkte von neuem ein.

„Danke, ich darf nicht so viel von dem Wein trinken. Ich bin daran nicht mehr gewöhnt.“

Nach den Forellen gab es ein kunstvoll zubereitetes Huhn und kostspielige Frühgemüse als Beilagen.

Während Dieten aß, mußte sie plötzlich an ihr gestriges Abendbrot mit Peter denken, an die Margarine-Stullen, die mit billiger Wurst belegt waren, und Tränen stiegen ihr in die Augen.

Keridan bemerkte die Tränen und wendete seinen Blick ab.

Dieten riß sich zusammen und sagte mit großer Selbstbeherrschung:

„Geben Sie mir, bitte, eine Zigarette, Herr Keridan.“

Er gab ihr eine Zigarette und Feuer.

„Sind Sie schon satt, gnädige Frau?“

Sie nickte. Er läutete dem Mädchen.

„Aber ein bißchen Kompott oder Früchte müssen Sie noch essen, gnädige Frau.“

Sie lächelte dürftig.

„Ja, wenn ich muß.“

„Es ist nur eine Bitte, gnädige Frau.“

Nach dem Essen kehrten sie in die Halle zurück. Gesine servierte Kaffee und Liköre.

„Wollen Sie Radio hören, gnädige Frau?“

„Ein Keridan-Radio?“

„Ja, das gibt es wirklich“, antwortete er lächelnd und ging zu dem Apparat, der in einer Ecke der Halle stand.

Dieten sah ihm nach und bewunderte die Anmut und Geschmeidigkeit seiner Bewegungen. Nur die Flügel fehlten diesem gefallen Engel, dachte sie in Erinnerung an den Vergleich ihres Mannes.

„Wien“, sagte er erklärend und setzte sich in einen Kluffessel Dieten gegenüber.

Ein Quartett spielte eine Beethoven-Sonate. Die Musik kam so klar und erfüllte die Halle mit einer solchen Intensität, daß man die Töne körperlich zu spüren glaubte. Dieten versuchte zuzuhören, aber sie wurde abgelenkt von dem Gesicht Keridans, in das sie gebannt starren mußte. Niemals, so schien es ihr, hatte sie ein edleres und vollkommeneres Gesicht gesehen. Es war ein Gesicht, das nicht die geringste sinnliche Wirkung auf sie ausübte und sie dennoch mit einer so rätselhaften Macht anzog, daß ihr Herz zu zittern anfang. Sie hatte das stechende Gefühl, willenlos und hörig geworden zu sein. Wenn dieser Mann verlangte, daß sie seine Geliebte werden müsse, hätte sie keine Kraft, ihn abzuwehren. War es Hypnose? Aber Keridan sah sie gar nicht an. Er lag zurückgelehnt in seinem Sessel, blickte dem Rauch seiner Zigarette nach und schien zu träumen.

Dieten trank angstvoll einen Schluck Cognac.

„Das tut weh“, sagte sie endlich mit gepreßter Stimme. Er sah sie verwundert an.

„Was tut weh? Diese Musik?“

„Ja.“

„Sie haben recht, das tut weh.“ Sein Gesicht war plötzlich dunkel und überschattet. „Ich hasse klassische Musik.“

Er stand auf, drehte an dem Knopf und kam wieder zurück.

„Toulouse.“

Ein Tango kam aus Toulouse.

„Tanzen Sie, gnädige Frau?“

„Ja.“

„Wollen wir tanzen?“

„Ja“, erwiderte sie gehorham.

Niemals konnte Dieten Hollbruch später verstehen, daß sie an diesem Abend mit Keridan getanzt hatte.

11. Kapitel.

Dieten saß wieder Keridan gegenüber. Das Radio schwieg. Alles schien ein Traum gewesen zu sein.

„Sie sind zu mißtrauisch, gnädige Frau“, sagte Keridan plötzlich.

„Woraus schließen Sie das?“

„Sie haben nicht einmal daran geglaubt, daß es wirklich ein gebrauchsfähiges Keridan-Radio gibt.“ Sie machte eine hilflose Bewegung. „Mißtrauen ist vorteilhaft, aber Dinge anzuzweifeln, von deren Existenz man sich mühelos überzeugen kann, ist töricht. Wollen Sie sich nicht mal meine Fabrik ansehen, gnädige Frau?“

„Gern“, antwortete sie gleichgültig. Sie war mit einemmal sehr nüchtern geworden und entzog sich der Bezauberung, die von Keridans Gesicht ausging.

Ihre Kälte reizte ihn.

„Es war nur eine bescheidene Einladung, gnädige Frau. Wenn Sie der Bau von Radio-Apparaten nicht interessiert —“

„Nicht besonders, Herr Keridan.“

Er schwieg eine Weile und sah Dieten prüfend an. Sie erwiderte furchtlos seinen Blick. Es war ein lächerliches Augenduell.

„Man kann nicht behaupten, daß Sie mich mit besonderem Wohlwollen ansehen“, sagte Dieten spöttisch.

„Ich muß zugeben, daß mich Ihr Mißtrauen ein wenig ärgert, gnädige Frau.“

„Es kann Ihnen doch sehr gleichgültig sein, Herr Keridan, ob ich mißtrauisch bin oder nicht.“

„Das ist mir durchaus nicht gleichgültig. Können Sie das nicht verstehen?“

„Nein.“

„Ich habe Ihnen, das heißt Ihrem Mann Vertrauen geschenkt, mehr Vertrauen, als ich eigentlich verantworten kann, und jetzt entdecke ich, daß Sie voll Mißtrauen mir gegenüber sind.“ Er suchte nach Worten. „Ich fühle mich betrogen.“

Seine spürbare Unruhe machte Dieten immer sicherer.

„Das tut mir aufrichtig leid, Herr Keridan.“

Er stand auf, machte einige Schritte durch die Halle und erklärte dann mit brutaler Offenheit:

„Wenn ich Sie früher gekannt hätte, hätte ich mein Schicksal nicht in die Hände Ihres Mannes gelegt.“

Sie lächelte überlegen.

„Erscheine ich Ihnen so gefährlich?“

„Sie haben zu viel Phantasie.“ Sein Mund zuckte verächtlich. „Die Frauen sind zu phantasiereich.“

„Das kann nur ein Mann behaupten, der die Frauen nicht kennt. Glauben Sie mir, Herr Keridan, die Frauen denken viel nüchterner als die Männer.“

Er betrachtete sie neugierig und ratlos.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich tun könnte, um Ihr Vertrauen zu gewinnen.“

Fortsetzung folgt.